

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 50 (1994)

Artikel: Die Häutungen des Mr. Mani : Abraham Jehoschuas Roman "Die Manis"
Autor: Oberhänsli-Widmer, Gabrielle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-960771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Häutungen des Mr. Mani

Abraham Jehoschuas Roman «Die Manis»*

von Gabrielle Oberhänsli-Widmer

Der 1990 auf hebräisch erschienene Roman «Mar Mani», der nun in der deutschen Übersetzung vorliegt, ist ein Ereignis – weit über den Rahmen der hebräischen Literatur hinaus. In Israel als Bestseller gefeiert, ein Leckerbissen für Literaturkritiker, ragt Abraham B. Jehoschuas neuester Roman auch in der internationalen Literaturlandschaft als eindrucksvoller erratischer Block heraus, insbesondere durch seine eigenwillige, einzigartige Gattung: eine Kette von fünf aufeinanderfolgenden ‘halbierten’ Gesprächen, das heisst Dialogen, von denen nur der Part des einen Gesprächspartner aufgezeichnet ist. An verschiedenen Orten stattfindend und über einen Zeitraum von beinahe 150 Jahren verstreut, sind die Halb-Dialoge zusammengehalten durch den Titelhelden, Herrn Mani. Jedes Gespräch kreist um die schicksalshafte Episode eines Vertreters der sefardischen Mani-Familie, eine Ahnenreihe scheinbar, doch besser ein sich immer wieder neu entfaltender, in Variationen wiederkehrender Mani. Die klare Distanz zur traditionellen Familiensaga markiert A.B. Jehoschua durch seinen Umgang mit Erzählzeit und Erzählperspektive. Kein allwissender Erzähler zieht hier die Fäden von den Anfängen zur Gegenwart. Vielmehr prallt der Leser im ersten Gespräch – es spielt 1983 – auf den jüngsten Mani-Spross und muss sich nun in chronologischer Inversion, aufgrund von Gesprächsfetzen das genealogische und physiologische Mani-Gerüst erarbeiten bis hin zum letzten Gespräch, das 1848 stattfindet. So wird der Leser zum psychiatrischen Analytiker, der die ‘spontanen’ Gesprächsfetzen und Monologe kombiniert, um die Beweggründe für die seltsamen Mani-Manien zu entschlüsseln durch fortschreitendes Eintauchen in die Vergangenheit. Die augenfällige Konstanz in Charakter und Verhalten der verschiedenen Mani-Repräsentanten lässt an die psychologische Lehre Leopold Szondis denken, an die Schicksalsanalyse und das Konzept des familiären Unbewussten.

Ebenso wie die Mani-Figur entzieht sich auch die Handlung des Romans jeder Eindeutigkeit, und die logische Kette kausaler Verknüpfungen weist immer wieder Lücken auf. Der Inhalt lässt sich folgendermassen umreissen.

Im ersten Gespräch – als Ort dient der Kibbuz Masch’abe Sade 1982 – erzählt die schwangere Hagar Schilo ihrer Mutter, wie sie unangemeldet den Vater ihres Freundes im winterlichen, verschneiten Jerusalem besucht und dort ihren

* Aus dem Hebräischen übersetzt von Ruth Achlama, Piper München/Zürich 1993
Dr. Gabrielle Oberhänsli-Widmer, Mühlehaldestr. 60, 8953 Dietikon

de facto-Schwiegervater, Gabriel Mani, aus seinem sich Nacht für Nacht wiederholenden Selbstmordszenario reisst. Die Frage nach dem Grund für Manis Selbstmordabsichten wird zum Spannungsmoment. Ein vordergründiges Motiv – der Tod von Gabriels Mutter liegt einen Monat zurück – ist nicht schlüssig, signalisiert jedoch die Fährte: Der Schlüssel zum Geheimnis liegt in der familiären Vergangenheit. Obwohl der Leser inhaltlich noch im dunkeln tappt, weist ihm die im Roman allgegenwärtige Metasprache den Weg. Der von Hagar auffällig wiederholte Ausdruck der ‘Gegenrichtung’, neu eingekleidet in verschiedensten Kontexten, ist auch der Wegweiser für die Gegenrichtung, in der der Leser zur ‘Lösung’ kommt: nicht durch die konventionell linear fortschreitende Lektüre, sondern vom Ende her zum Anfang rückwärts lesend. Herausragend ist hier die Szene, in der sich Hagar assoziativ- spontan über den Namen des Jerusalemer Stadtteils Emeq Refaim äussert, in dem Mani wohnt: das Tal der Totengeister. Scheinbar unverbunden damit erzählt Hagar unmittelbar darauf, wie sie von dem Moment an, als sie Emeq Refaim erstmal betrat, immer wieder ein Gefühl hatte, als würde sie unter Regie stehen, als würde sie zur Protagonistin eines Romans, einer Erzählung oder eines Filmes. Ausgehend von dieser Szene entwickelt nun A. B. Jehoschua in literarischer Umsetzung die psychologische Ahnenzwang-Vorstellung. Am Beispiel der schwangeren, den Mani-Samen in sich tragenden Hagar eröffnet der Autor das komplexe Wechselspiel von familiärer Prädestination und individueller Entwicklungsmöglichkeit – eine psychologische Variation der theologischen Streitfrage um Vorbestimmung und freien Willen.

Das zweite Gespräch richtet der 23jährige Egon Brunner, ein Sanitäter der deutschen Wehrmacht, an seine ‘Grossmutter’, die Generalswitwe Andrea Sauchon, anlässlich ihres Kreta-Besuches in Heraklion im August 1944 (Egon ist der aussereheliche Sohn General Sauchons und eines Dienstmädchens). Egon berichtet über seinen Aufenthalt in Kreta seit der Eroberung der Insel durch die Deutschen 1941. Reizvoll für den Leser ist hier die Suche nach dem roten Faden, nach der Verbindung mit dem ersten Gespräch. Lange Zeit ohne Namensnennung fokussiert Egons Rückblick die Begegnung mit einer einheimischen Familie, und erst in dem Moment, in welchem dem deutschen Soldaten schwant, dass seine Inselbewohner Juden sind, erfährt der Leser auch ihren Namen: Mani. Der junge Ephraim Mani (der Vater von Gabriel aus dem ersten Gespräch) bleibt eher konturenlos blass, während Egons Charakter dominiert. Er trägt selber einige Mani-Züge – was sicher auch seine Kollusion mit den Manis erklärt. Ein humanistisch gebildeter Geist, der zwar den Nazi-Wahnsinn durchschaut hat, ihm aber lediglich mit sarkastischer Ironie begegnet, ohne sich ihm zu entziehen. Nachdem sich zwischen Egon und der Familie Ephraims beinahe eine Art Beziehung eingestellt hat und Egon längst einsieht, dass Juden Menschen wie Deutsche sind, liefert er Ephraim dennoch dem sicheren Tod aus. Der Grund der scheinbar unverständlichen Handlung steht wiederum ausserhalb der traditionellen Logikbahnen und in Zusammenhang mit der äusserst originellen Art, wie der Autor die ewige Frage behandelt: Wer ist ein Jude? Als Egon Ephraim Mani deshalb zur Rede stellt, antwortet dieser: «Ja, ich bin Jude gewesen, aber jetzt bin ich’s nicht mehr... Ich hab es annulliert.» Egon, schon seit langer Zeit gequält von der Vorstellung, dass nach Kriegsende eine unbeschreibliche Schmach Deutsch-

land bedecken werde, sieht in Ephraims überraschender Antwort eine so grosse Hoffnung, dass er ihm seine Freiheit lässt. Denn wenn ein Jude aufhören kann, Jude zu sein, kann Egon auch aufhören, Deutscher zu sein, kann er sich der Nazi-Schande entziehen. Als aber schliesslich die Juden auf der Insel zusammengetrieben werden und Egon von Mani den eigentlichen Beweis erwartet für seine 'Zugehörigkeitsannulation', versucht dieser zu fliehen. Deshalb rächt sich der um seine Illusion betrogene Egon. Denn ebenso wie Mani wird auch er seiner Sippenzugehörigkeit nicht entgehen können. In diesem zweiten Gespräch moduliert A.B. Jehoschua somit die Idee von Ahnenzwang und Schicksalsanalyse auf der Ebene der ethnischen Volksgruppen. In spielerischer Weise leuchtet das Leitmotiv aber auch in andern Schattierungen auf, so etwa, wenn scheinbar harmlos-nebensächlich von einer Ziegenherde gesagt wird, dass sie sich aus sich selbst erneuere, oder wenn der eigentliche Grund für die Eroberung Kretas durch die Deutschen von Egon interpretiert wird als deren verbohrtter Versuch, Europa mitsamt ihrem mythologischen Ursprung zu usurpieren – Europa als die von Zeus nach Kreta entführte Jungfrau. Die Bemerkung zum Tod von Josef Mani (Ephraims Vater), dass er starb, als ob er eine alte Schuld sühnen müsste, weist allerdings wiederum weit über den engeren Kontext hinaus.

Das dritte Gespräch transponiert die Grundthematik, die Mani-Figur, in eine politische Tonalität. Jerusalem 1918 nach der britischen Eroberung Palästinas. Der englische Jurastudent jüdischer Abstammung, Lieutenant Hurwitz, referiert am Vorabend des Prozessbeginns vor seinem Vorgesetzten Colonel Woodhouse, dem Vorsitzenden des Kriegsgerichts, den 'Fall Mani'. Hurwitz, betraut mit der Anklage gegen den des Hochverrats überführten Josef Mani (es handelt sich um den oben erwähnten Vater Ephraims), versucht den Werdegang des unverständlichen Verrats zu fassen in der minutiös nachempfundenen Biographie des Angeklagten. Die Rede des Anklägers schlägt in eine Verteidigung um. Josef Mani, in der zweiten Generation in Palästina-Erez Israel ansässig, pflegt vertrauten, doch stets unverbindlichen Umgang mit den verschiedensten Gruppierungen, Nationalitäten, Religionen und Konfessionen im Lande. Ohne konkreten Beruf, tätig als Vermittler, Freundenführer und Übersetzer, insbesondere im Dienste der Engländer, verrät er diese an die Türken – scheinbar unmotiviert, ohne persönliche Vorteile. Wiederum steht der Leser vor dem Rätsel des komplexen Motives eines Manischen Gewaltsaktes. Herausragend ist im dritten Gespräch der politische Beweggrund. Der sich selbst als 'homo politicus' bezeichnende Josef Mani handelt, nachdem er durch Zufall in Allenby's Hauptquartier ein Telegramm aus London liest. Es handelt sich um die Balfour-Erklärung. Die gefährliche Ambiguität des Schreibens durchschauend, rebelliert Mani mit seinem Verrat gegen jede Art kolonialisatorischen Mandats und plädiert für ein Land mit einer autonomen jüdischen und arabischen Bevölkerung. Josefs Tat ist die Zeichnung eines politischen Propheten, deren brisante Aktualität auch und gerade heute aufleuchtet. Manis politischer Beweggrund birgt aber wiederum einen familiär-politischen. Wenn sich Josef Mani seiner Berufung als 'homo politicus' bewusst wird im Moment, in dem eine gebärende Frau so sehr der Hilfe seines Vaters bedürfte (des Frauenarztes Mosche Mani, der jedoch selbst seine Familie im Stich gelassen hat), oder wenn Hurwitz hinter Josefs Tat eine Rache an einer weit entfernten Person vermutet (Josefs Vater und Grossvater waren eng liiert

mit dem britischen Konsul in Jerusalem), so ahnt man persönliche Verletzungen, die weiter in die Vergangenheit weisen. Die Verbindung von politischem und psychologisch-genealogisch bedingtem Agieren lässt Jehoschua in differenzierter Klugheit bewusst undurchschaubar, indem er eine beinahe mystische Dimension einbringt. So hört Josef, als er in einem Schiff vor Beirut vor Anker liegt, eine Art Wimmern, das ihn vom Schiff lockt und bis zum Bahnhof führt – dass dies die Stätte ist, an der sein Vater Mosche Jahre zuvor gewaltsam zu Tode gekommen ist, erfährt Josef nie. Und auch der Leser kann erst am Ende des nächsten Gesprächs die kurze, aber gewaltige Szene des mystischen Wimmerns in einen Kontext setzen.

Im vierten Gespräch schildert der eben nach Hause zurückgekehrte, junge Kinderarzt Ephraim Schapiro seinem Vater die Teilnahme am dritten Zionistenkongress in Basel und seine anschliessende Reise nach Palästina. Wir befinden uns auf dem polnisch-westgalizischen Gut Jelleny-Szad im Herbst des Jahres 1899. Ephraim, begleitet von seiner Schwester Linka, lernt in Basel den Jerusalemer Frauenarzt Mosche Mani kennen. Mani lädt die jungen Leute ein, und diese entschliessen sich spontan, einen ‘Abstecher’ ins Heilige Land zu unternehmen. Zwischen dem Jerusalemer Arzt und Linka entspinnt sich eine Liebesgeschichte – Mosche Mani ist verheiratet und hat zwei Kinder, Josef und eine Tochter –, und als Ephraim und Linka von Jerusalem aus den Heimweg antreten, begleitet Mani das polnische Geschwisterpaar bis nach Beirut. Dort wirft er sich unter den Zug. Das Rätsel der Peripetie wiederholt sich. Vordergründig ein Selbstmord aus Trennungsschmerz und Liebeskummer, beschwören bestimmte, wie impressionistische Tupfer hingeworfene Bemerkungen Ephraims verwickeltere Motivationsschichten herauf. Da ist vorerst die politische Dimension. Bei der ersten Begegnung in Basel erscheint Mani dem Sprecher wie eine ‘Antithese’ zu allen andern Kongressteilnehmern. Zu interpretieren ist diese Notiz im nachhinein dahin, dass Mosche Mani, im Gegensatz zu den meist aschkenasischen Zionisten, kein Ideologe des jüdischen Nationalismus ist, sondern ein mit den Realitäten des Landes vertrauter Kosmopolit, erfüllt von der Vision vom friedlichen Zusammenleben aller Volks- und Religionsgruppen in Palästina-Erez Israel. Dass sich die Schapiros nicht an seinem Projekt beteiligen – der symbolträchtigen Frauenklinik in Jerusalem, in der Jüdinnen, Christinnen und Mohammedanerinnen gebären –, mag für Mosche Mani den Bruch seines politischen Traums bedeuten. Daneben steht wiederum die Dimension der persönlichen Vergangenheit. Ephraim Schapiro wird nicht müde zu versichern, dass er und Linka nur Vorwand für den theatralisch inszenierten Suizid gewesen seien. Er skizziert Mani als Regisseur, doch zugleich als Marionette dieses Dramas: Einerseits inszeniert Mosche Mani seinen gewaltsamen Tod selbst, andererseits ist er ihm vorgegeben. Das Rätsel der Vorgabe wird sich aus dem letzten Gespräch herauschälen.

Athen 1848. Abraham Mani beichtet vor seinem hochverehrten Rebbe Schabtai-Chananja Haddaja in der Hoffnung, von dem todkranken, stummen Weisen ein klärendes Urteil zu bekommen. Anfänglich wohnt auch die Frau Schabtais, Dona Flora, dem Gespräch bei. Manis Bericht beschwört nochmals die Ereignisse seiner Reise nach Jerusalem zu seinem frischvermählten Sohn Josef und dessen Frau Tamara herauf: Josefs gewaltsamen Tod und die Geburt

des kleinen Mosche. Nicht nur, dass hier erstmals ein Mani selbst zu Wort kommt, er und sein Sohn sind gleichzeitig die Protagonisten des Berichteten. Abraham Mani, der das platonische Verhältnis des jungen Paares ahnt, kann sich nach Josefs Tod nicht mit dem Gedanken abfinden, dass die Mani-Linie aussterben sollte. In der Trauerwoche brechen Abraham und Tamara das inzestuöse Tabu. Abraham wird der Vater seines Enkels Mosche. Das Gespräch gipfelt in der Beschreibung von Josefs Tod, die deutlich der neutestamentlichen Passionsgeschichte nachempfunden ist. Josef, 'wieder ein junger Jude', gibt sein Leben hin für seine ideologische Vision. Er, ein 'neuer Ismaeliter', träumt vom friedlichen Zusammenleben aller im Heiligen Land ansässigen Völker, insbesondere der Juden mit den Arabern, die seines Erachtens nur 'vergessen haben, dass sie auch Juden sind'. Obwohl Josef von aufgebrachten christlichen Pilgern gelyncht wird, bezieht sich die rätselhafte Metapher 'Mörder' auch auf einen arabischen Freund, ja selbst auf seinen Vater Abraham: Christen, Muslime und Juden haben die Vision des friedlichen Zusammenlebens gleichsam getötet.

Die Weise Haddaja stirbt während des Gesprächs. Abraham ist damit die erlösende Antwort versagt, ob er seinem Leben ein Ende setzen dürfe, ohne sich den Platz in der kommenden Welt zu verwirken. Im Kern des immer wieder neu durchlebten, gewaltsamen Mani-Schicksals verschlingt sich der Märtyrertod Josefs mit dem nie vollzogenen, wohl als Sühne gedachten Selbstmord Abrahams. Der Schluss des fünften Gesprächs erhellt das Mani-Schicksal als psychologische Modulation des Dekaloggedankens von der Heimsuchung der Schuld der Väter an den Kindern.

Zugang zu einer vertieften Interpretation des Romans bietet neben den Leitmotiven und der Mani-Figur vorerst die Gattung. An Vorformen des halbierten Dialogs arbeitet Jehoschua bereits in 'Späte Scheidung' (1982). Neu ist in «Mar Mani» das der Chronologie widerlaufende Schachtelhalmmuster: Vom Wipfel tastet sich der Leser Segment um Segment zur Wurzel vor. Dass diese neue Gattung mehr ist als ein Ringen um formale Originalität, signalisiert die breit angelegte Metasprache. Wenn Egon Brunner seinen Bericht explizit in fünf Etappen gliedert, parallel zu den fünf Gesprächen des Romans, so signalisiert diese Gleichsetzung, dass Protagonist, Erzähler und Autor gleichermassen die Wahrheit durch eingreifende Formgebung manipulieren. Die Überschneidung der Gesprächsprologe und -epiloge (sie wiederholen zum Teil gleiche Fakten, divergent beleuchtet aus dem Blickwinkel der verschiedenen Biographien der Gesprächsteilnehmer) unterstreichen die Subjektivität der direkten Rede. Zudem verfärben sich die berichteten Tatsachen in der Gesprächssituation durch die Beziehung zwischen den Gesprächspartnern. Alle Gespräche sind an eine ältere Autoritätsperson gerichtet, und – mit Ausnahme des dritten Gesprächs – laufen sie alle von Liebesbekundungen zum Konflikt, das heisst der Sprechende erzählt manchmal gegen seinen Partner, indem er seine Fakten zu versteckten Vorwürfen umschmiedet. Die erzählte Geschichte, verquickt mit der Beziehung der Gesprächspartner, entwickelt so eine Eigendynamik, welche die Wahrheit des Berichteten verzerrt. Die innovatorische Gattung der Halb-Dialoge entlarvt somit die Illusion der umfassenden sprachlichen Darstellung von Wirklichkeit – ohne allerdings das Ziel der Wahrheitserfassung aufzugeben. So sagt Ephraim Schapiro zu seinem Vaater, dass, wenn Linka ihrer Mutter die Reise gleichzeitig

im Obergeschoss erzähle, es zwei Geschichten gebe: «Und wo bleibt die Wahrheit? Freischwebend auf der Treppe.» Auf die Suche nach dieser frei zwischen den fünf Gesprächen schwebenden Wahrheit schickt A.B. Jehoschua sein Publikum. Damit stellt der Autor eine hohe Anforderung an den Leser, denn dieser ist seiner bequemen Rolle als allwissender Betrachter beraubt und muss zum Analytiker werden, der sich im Labyrinth der Motive einen möglichen Interpretationsweg sucht.

Dazu ein Blick auf die kompositorische Ebene. Erzählerisch ist «Mar Mani» ein dicht gefügtes Gewebe aus einer Fülle von Leitmotiven. Kein Topos ist in diesem Roman ohne Parallele, kein noch so marginales Requisite bleibt ohne Replik. Als Beispiel eines der zahlreichen roten Fäden wähle ich das Motiv des Samens. Der Same ist nicht nur die konkrete Grösse, die den Fortbestand des Mani-Stammes garantiert (er wird explizit zur 'idée fixe' bei Abraham Mani), sondern auch ein Begriff, der in den verschiedensten metaphorischen Schattierungen erscheint, so etwa als Same des Verrats oder des Selbstmordgedankens. Wie der Schnee über Jerusalem gehört der Same jedesmal zur Beschreibung der Szene, welche die Maschinerie des dramatischen Gewaltgeschehens auslöst, sei es der Selbstmord, der Verrat, der Inzest oder der Mord. Am Ende des letzten Gesprächs verschmelzen Schnee und Same bildlich. Auf dem Grab Josefs glänzt ein Fetzen weiss-schimmernden Eises, «als sei der Same des Toten trotzig aus der Erde hervorgebrochen». Diese gesteigerte Polysemie des Samens ist charakteristisch für Jehoschuas Umgang mit seinen Topoi: einerseits die Schwebung zwischen konkreter Bedeutung und metaphorischen Obertönen, andererseits die Austauschbarkeit mit andern Topoi. Wenn Hagar im Overtüre-Gespräch von der 'Entwicklung eines Embryos' spricht (so die deutsche Übersetzung), so eröffnet der hebräische Ausdruck 'ha-Gilgulim schel ha-Sera', wörtlich 'die Metamorphosen des Samens' ein semantisches Spektrum bis hin zur Seelenwanderung (hier wie anderswo nivelliert die bekannte Übersetzerin Ruth Achlama meines Erachtens zu sehr die oft sperrig erscheinenden mystisch-metaphysischen Nuancierungen bestimmter Ausdrücke in Richtung glättender Logik).

Bei allen formalen und dichterischen Qualitäten muss die Interpretation des Romans letztlich die Titelfigur fokussieren, Herrn Mani. Noch einmal eine kleine Kritik an der Übersetzung. Der deutsche Titel «Die Manis» suggeriert zu Unrecht die Gattung der Familienchronik in der Tradition von «Buddenbrooks» oder – in der jüdischen Literatur – der «Familie Moschkat». Der hebräische Titel wählt zu Recht den Singular, denn «Mar Mani», Herr Mani ist ein Typ, der, in seiner Komplexität zwar schwer fassbar, doch unverändert durch die Gespräche und Epochen schreitet. Über Generationen im immer gleichen schwarzen Anzug mit Fliege auftretend, ist Mani ein 'se'ev boded', ein Einzelgänger, geplagt von einem übergrossen Todestrieb, ein polyglotter Fremdenführer, ein Vermittler und Wanderer zwischen den Volksgruppen mit einer grossen Vision. Die Essenz des Mani-Typs schält sich durch seine Häutungen heraus. Diese legen zunehmend seine Handlungsmechanismen frei. Wenn Ephraim Schapiro unter Mosche Manis Mantel einen weiteren Mani wähnt, oder wenn ihm der kleine Josef Mani in den symbolschwangeren Spiegeln der Geburtsklinik x-fach vielfältig entgegenschaut, so evoziert dies nicht das Bild der Genealogie. Viel-

mehr ist Mar Mani eine russische Puppe. Zwei Hauptzüge bestimmen seine Persönlichkeit. Da ist einerseits das rastlose Getriebensein aufgrund der Ahnenlast, besonders deutlich bei Abraham Mani, der als 'juif errant' endet – wobei der Begriff nicht auf das Jüdische allein bezogen ist, sondern als Topos für den unerlösten Menschen schlechthin steht. Doch andererseits trägt Mani visionäre, beinahe messianische Züge, den jüdischen Rahmen aber wiederum überschreitend. Ohne den Protagonisten durch die Biographie des Autors erklären zu wollen, scheint es doch augenfällig, dass Mani der Seele Jehoschuas nahe ist. Autor und Titelheld sind Sefarden, und beiden gemeinsam ist ihr grosser Stolz, seit Generationen im Lande ansässig zu sein. Und wenn A.B. Jehoschua anlässlich seiner Lesung im Rahmen der Rapperswiler Literaturtage vom 23. Oktober 1993 den Passus gewählt hat, in dem Josef Mani die Araber auffordert, ihre Identität zu finden, so wollte er damit zeigen, dass sein literarisches Ideal der politischen Realität vorausging – das Washingtoner Friedensabkommen vom 13. September scheint Manis Ruf gehört zu haben. Mani – Jude, Zionist, doch auch 'neuer Ismaeliter' – strebt nach einem echten Zusammenleben der verschiedenen, ihre Identität bewahrenden Volksgruppen, die das Trennende der Religionen überwinden. Jehoschuas Werk sprengt nicht nur literarische und politische Konventionen, auch den Rahmen des psychologischen Rasters öffnet er zum Religiösen. So verbindet er in einer versteckten Reminiszenz zu Genesis 38 Ahnenzwang und Messianismus: Das belastende inzestuöse Verhältnis von Abraham Mani und Tamara, wie das ihrer biblischen Ahnen Juda und Tamar rechtfertigt sich durch den Fortbestand des Samens, aus dem ein Messias erstehen wird.

Die hier dargestellte, bei weitem nicht erschöpfende Lesemöglichkeit wird dem Leser des Romans seine Spannung nicht nehmen. Der Reichtum der Motive, die Spielmöglichkeiten semantischer Verbindungen, das Geflecht von Hauptsträngen, Nebenfährtten und Sackgassen lässt jedem Leser Raum für seine eigene Interpretation.